Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 478. **Dienstag** den 18. September 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. September.

Fürst Bismarck hat durch seine in Varzin an die Posener Deutschen gerichtete Rede den Demokraten eine arge Enttäuschung bereitet. Der authentische Wortlaut dieser Rede liegt allerdings auch heute noch nicht vor, aber aus den vorliegenden und im Wesentlichen übereinstimmenden Berichten ersehen die demokratischen Blätter mit tiefer Betrübniß, daß Fürst Bismarck seine deutschen Gäste weder gegen die Polen im Ganzen, noch gegen die Regierung aufgereizt und ihnen selbst dadurch die erschnte Gelegenheit genommen hat, Polen und Regierung gegen den Altkanzler in Schutz zu nehmen. Um so mehr hat Fürst Bismarck seine Gäste befriedigt. „Wir ziehen getröstet nach Hause" — in diese Worte faßte ein betagter Deutscher aus der Provinz Posen den Eindruck zusammen, den Rede und Rede unseres großen Greises auf ihn und seine Landsleute hervorgebracht. Und in der That, es weht ein großartiges Vertrauen in die Zukunft des Deutschthums der bedrängten Provinzen durch die Worte des Fürsten Bismarck — ein Vertrauen, das dem nationalen Kraftgefühl entspringt, das sich in dem Gewaltigen concentrirt hat, um ihn zu den größten Thaten zu führen. Der nationale Muth, den Bismarck in sich fühlt, ist ihm der Muth des deutschen Volkes, und diese Zuversicht, wie sie für den Waffenkampf unerschütterlich ist, möge auch nicht trügen, wo Selbstgefühl und Widerstandskraft gegen innere Gefahren gefordert werden. Fürst Bismarck hat in seiner Varziner Rede nichts von seiner früheren Beurtheilung der Polenfrage Abweichendes vernehmen, aber er hat den Tröster hinter den Warner zurücktreten lassen und hierin seiner Weisheit und seinem Patriotismus ein neues Denkmal gesetzt. Die Posener stehen im nationalen Kampf dicht vor dem Feinde — sie sollten nicht durch scharf betonte Zweifel an der Zweckmäßigkeit und Zuverlässigkeit der Führung gelähmt werden. Ihnen spricht vielmehr der edle Berather am liebsten von den Chancen des Erfolges, von der erdrückenden Uebermacht der trotz mancher Rückschläge ihr Nationalbewußtsein entwickelnden, im Reiche geeinten Deutschen, von der Stärkung der Erkenntniß, daß in Posen „unterstützungsbedürftige deutsche Landsleute" leben, einer Erkenntniß, der man vertrauen könne. Und über den hülfsbereiten Stammesgenossen zeigt der Fürst den Posenern den Kaiser als den entschlossenen Hüter des Deutschthums, dem das unschätzbare Elsaß nicht theurer ist als die Ostmarken. Kaiser und Volk halten die Wacht an Warthe und Weichsel — Fürst Bismarck will dies nicht nur militairisch verstanden haben —, aber sie bedürfen, jener der ausführenden, dieses der unterstützenden Organe. Hier wird der Optimismus des Redners ein bedingter. Der Feind ist der Adel und die Geistlichkeit, aber „es bleibt immer ein mächtiges Gewicht in der Waagschale, wenn die preußische Regierung ihrem Einfluß in voller Entschlossenheit und auch in einer für die Zukunft in keiner Weise anzuzweifelnden Deutlichkeit ausübt." Das Verhältniß muß sich aber in sein Gegentheil verkehren, wenn der Adel als eine Stütze des Staats angesehen wird. Fürst Bismarck hat mit diesen Hinweisen, denen der Warnungsruf „vestigia terrent" folgt, eine Verurtheilung der jüngsten Polenpolitik der Regierung ausgesprochen, die dadurch nichts an Schärfe verliert, daß sie, mit Rücksicht auf die Aufgabe, zu ermuthigen, mehr andeutungsweise erfolgt. Sehr deutlich aber wird er, wo er eine falsche Auffassung der Polenfrage unter dem Gesichtspuncte der auswärtigen Politik zu rügen hat. Ein Polenreich müßte stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein, und sich für die Sicherheit unserer Ostgrenzen auf den polnischen Adel zu verlassen, sei ein Zeichen von „politischem Ungeschick oder von politischer Unwissenheit". Ob die Mahnung Bismarck's bei der Regierung ein Ohr finden wird, bleibt abzuwarten. Er möchte Diejenigen entmuthigen, die ihrerseits den polnischen Adel ermuthigen, aber er verfügt nur über die Zustimmung der deutschen Bevölkerung, nicht über Einfluß auf „andere Elemente". Kann man mit dem Fürsten Bismarck nun hoffen, daß die Polenpolitik wieder eine deutsche werde, so darf man wohl mit voller Zuversicht erwarten, daß die deutschen Parteien in Posen der Mahnung des großen Einigers, gegenüber dem gemeinsamen Feind von ihrem inneren Hader abzustehen, Gehör schenken werden. Auch der Ruf an den Fortschritt, sich der nationalen Phalanx anzuschließen, wird in Posen — und auf dieses Land kommt es an, nicht auf Berlin — nicht spurlos verhallen. Der hohe Patriarch, der auch diesmal Gedankentiefe mit liebenswürdiger Anmuth in seiner Rede zu verknüpfen wußte, schloß, indem er — menschlich schön und politisch richtig — das Beste der Deutschen den Frauen und der Jugend überantwortete. Der Greis sieht trotz alledem hellen Blickes und tapferen Sinnes in die Zukunft — ein leuchtendes und zwingendes Beispiel für die Männer, die ob der Widerwärtigkeiten der Zeit oft verzagen möchten.

Die gänzlich verfahrene Angelegenheit des **deutsch-spanischen Handelsvertrags** scheint nun endlich zu einem Abschluß, aber einem negativen, zu kommen. Nach der Madrider „Epoca" wird die spanische Regierung alsbald nach dem im November stattfindenden Zusammentreten der Cortes den immer noch unerledigten Handelsvertrag mit Deutschland zurückziehen. Eine solche Komödie der Irrungen, wie mit diesem Handelsvertrag, ist noch niemals aufgeführt worden. Der Vertrag war bekanntlich im December 1893 vom deutschen Reichstag angenommen worden. Er bot der deutschen Industrie einige Vortheile, Spanien erhielt die ermäßigten Wein- und Südfruchtzölle. Die Bemühungen, dem deutschen Sprit das früher besessene große Absatzgebiet zurück zu gewinnen, blieben erfolglos. Dann ließ sich, da die Cortes rücksichtslos genug waren, den Vertrag überhaupt nicht in Berathung zu nehmen, die deutsche Geduld seit dem 1. Februar 1892 nicht weniger als zehnmal zu immer neuen Provisorien auf Grundlage des Meistbegünstigungsverhältnisses mißbrauchen. Da gebot es endlich die deutsche Ehre, diesem Spiel, das nachgerade zu einer Verhöhnung geworden, ein Ziel zu setzen. Zunächst trat der deutsche autonome Tarif gegen die spanische Einfuhr in Kraft und nachdem Spanien mit seinem dem vollständigen Ausschluß gleichkommenden Maximaltarif geantwortet hatte, erfolgte eine Erhöhung des deutschen autonomen Tarifs um 50 Procent. In der betreffenden Bundesrathsvorlage hieß es scharf: „Bei dieser den internationalen Gepflogenheiten in keiner Weise entsprechenden Haltung der parlamentarischen Vertretung Spaniens unserem Handelsvertrage gegenüber konnte auf ein weiteres Eingehen auf ein Provisorium, bei welchem Spanien deutscherseits Vortheile gewährt wurden, die nicht ihren vollen Ausgleich in spanischen Gegenconcessionen fanden, nicht gedacht werden." Mit der förmlichen Zurückziehung des Vertrags durch die spanische Regierung erlischt nunmehr für die nächste Zeit jede Aussicht, aus dem Zollkrieg heraus und zu einem vertragsmäßigen Verhältnisse zu kommen. Noch größere Zugeständnisse zu machen, dürfte bei dem zweifelhaften Werthe des Vertrages für die deutschen Interessen auch nicht in den Absichten der Reichsregierung liegen. Spanien wird bei diesem Kampf namentlich durch die hohe Verzollung seines colonialen Tabaks schwer getroffen werden.

Der Tagung der **österreichisch-ungarischen** Delegationen sieht man deshalb stets mit Interesse entgegen, weil man gewohnt ist, hier über die auswärtige Politik am Regierungstische mehr sprechen zu hören, als in anderen Parlamenten. Auch bringt es die geographische Lage der habsburgischen Monarchie und seine Stellung unter den europäischen Mächten mit sich, daß der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen immer etwas zu sagen weiß, was für die politische Welt von Wichtigkeit ist. Wenn nun in diesem Jahre das Exposé des Grafen Kalnoky wiederum mit einer gewissen Spannung erwartet wurde, so liegt der Grund hierfür nicht etwa in der Annahme, daß Graf Kalnoky über den Dreibund und über die Friedensaussichten etwas Neues sagen werde. Der Dreibund — das hat Graf Kalnoky selbst ausgesprochen — ist bereits in das Bewußtsein und die Erkenntniß der Bevölkerung Oesterreich-Ungarns hineingewachsen. Von den tschechischen Heißkörnern abgesehen, weiß man diesseits und jenseits der Leitha, daß der Dreibund einerseits keine aggressiven Ziele verfolgt, andererseits der österreichisch-ungarischen Monarchie die beste Schutzwehr gegen jede aggressive Politik bietet. Jede andere Bündnißcombination würde Oesterreich-Ungarn geringere Garantien gewähren, aber ihm gleichzeitig wenn nicht größere, so doch mindestens dieselben materiellen Opfer auferlegen. Graf Kalnoky führte in dieser Beziehung zutreffend aus:

„Nicht weil wir dem Dreibunde angehören, rüsten wir, sondern wegen unserer Sicherheit und zur Wahrung des Friedens. Gingen wir eine andere Combination ein, so würden wir ganz ebenso die großen Armeen zu halten, gegen ein gerüstetes Europa uns zu schützen haben wie jetzt. Es würde eine andere Combination den angedeuteten Zweck, nämlich die Einstellung eines Friedensbudgets, heutigen Tages ebenso wenig erreichen. Ich kann also nur mit Genugthuung darauf hinweisen, daß wir nach den durch mehr als ein Decennium gesammelten Erfahrungen keinerlei Grund haben, die Vortheile, welche uns unsere gegenwärtigen Bündnisse verschaffen, aufzugeben, weil wir die Resultate derselben als solche sehen und erkennen, die nicht nur den Interessen der Monarchie, sondern auch dem europäischen Frieden zum Heile gereichen, und auch in Europa allgemein erkannt und anerkannt worden."

Wenn Graf Kalnoky hieran anknüpfend, auf die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu den übrigen Mächten einging, so konnte er auch hier keine neuen Aufschlüsse geben. Daß England auf Grund alter Sympathien und der Interessengemeinschaft an Oesterreichs Seite zu finden ist, daß in die österreichischen Beziehungen zu Frankreich durch den Besuch des Kaiserpaares an der französischen Küste und durch die Bekundung herzlicher Theilnahme an der Ermordung Carnot's ein wärmerer Ton gekommen, daß der Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland einen vortheilhaften Rückschlag auch auf die politischen Verhältnisse ausüben müsse, und daß infolge dessen die allgemeine Lage als eine friedenverheißende und beruhigende bezeichnet werden könne — war bekannt. Mit Spannung aber durfte man den Eröffnungen über die Stellung harren, welche die österreichisch-ungarische Regierung gegenüber den Umwälzungen in Serbien und Bulgarien und gegenüber dem bekannten Vorstoß des Grafen Ludwig Tisza bezüglich der Abwehr unberechtigter auswärtiger Einmischungen einnimmt. Ausgehend von der Anschauung, daß die sorgfältig gepflegte Pflanze des Friedens nach und nach immer festere Wurzeln schlagen wird, faßt Graf Kalnoky die Vorgänge in den Balkanstaaten „mit Ruhe" ins Auge; er sieht sie als wesentlich locale Fragen an, aus denen „weitere Complicationen nicht entstehen werden". Wie bisher, hält Graf Kalnoky auch in Zukunft an dem Princip der „Nichteinmischung" fest und betont den Wunsch seiner Regierung, „daß die Balkanvölker sich auf der Basis des Berliner Vertrages selbstständig entwickeln, und die Einmischung einer fremden Macht in ihre inneren Verhältnisse nicht stattfinde." Mit einer Kritik der grundstürzenden Vorkommnisse, die sowohl für Serbien als auch für Bulgarien eine deutliche Warnung einschließt, hält Graf Kalnoky trotz des Grundsatzes der Nichteinmischung nicht zurück. Er stellt fest, daß die Krisen in Serbien „von einem bedauerlichen Mangel an Stabilität Zeugniß geben", und hofft, „daß auch die gegenwärtige Regierung, den Intentionen des Königs entsprechend, ihr Möglichstes thun wird, um den nach und nach angewachsenen Beschwerden gerecht zu werden". Noch deutlicher warnt Graf Kalnoky Bulgarien davor, russophile Bestrebungen Platz greifen zu lassen, indem er dabei unzweideutig den Sturz Stambulow's bedauert und die neuen Männer zur Mäßigung diesem gegenüber ermahnt. Er sagt u. A.:

„Was Bulgarien anbetrifft, so hat der Herr Referent die letzten Ereignisse als eine Ueberraschung oder förmlich als eine Täuschung charakterisirt. Man hat vielleicht die dortigen Verhältnisse bei uns allzu optimistisch aufgefaßt und es ist nun in dieser Beziehung ein Rückschlag eingetreten, der wieder zu weit geht, und zwar deshalb, weil die Verwirrung, die durch den unvorbereiteten Umschwung eintrat, noch nicht so weit geklärt, daß man sich ein richtiges Bild der Zustände zu machen vermöchte. Man hatte sich in Europa daran gewöhnt, die Stabilität, welche in Bulgarien durch die feste Hand Stambulow's eingetreten war, als eine dirigirende Thatsache zu betrachten und hat in Folge dessen geglaubt, daß die inneren Verhältnisse Bulgariens solchen plötzlichen Ueberraschungen entrückt sind, wie sie sonst in jenen Ländern nicht ungewöhnlich zu sein pflegen. Leider zeigt es sich auch dort, daß, wenn politische Krisen eintreten, dieselben mit großer Leidenschaft aufgefaßt werden und zum Parteihader führen, der sogar in Excesse ausartet. Wir haben in allen Balkanländern gesehen, daß der Schritt von der Macht zur Anklagebank ein sehr kurzer ist, und ich fürchte, daß man in Bulgarien in diesem Augenblicke die nöthige Ruhe verloren hat, um diesen schweren Fehler zu vermeiden. Für uns, denen der frühere Minister für Ordnung und Sicherheit der Zustände eine große Gewähr geboten hat, ist es bedauerlich, daß dieser anscheinend stabile Zustand umgestürzt worden ist und unsichere Zustände eingetreten sind. Aber wir haben doch dafür nicht einzustehen oder mitzureden, wenn in Bulgarien ein Ministerwechsel eintritt, und können uns nicht darauf einlassen, daß wir deshalb die Nachfolger von vornherein anzuklagen oder, weil es andere Männer sind, den ganzen Stand der Dinge verurtheilen. Ich hatte die Männer, die gegenwärtig in Bulgarien ans Ruder gekommen sind, für gute Patrioten, für erfahrene und klage Politiker, die unter den heftigen Strömungen des Augenblicks mit Festigkeit erlangen müssen, um entschieden Stellung nehmen zu können. Ich glaube aber, daß die nöthige Ruhe nach den Wahlen eintreten wird und daß wir nicht besorgt sein dürfen, daß die politische Richtung, welche Bulgarien eingeschlagen hat, durch den Eintritt der neuen Minister sich wesentlich ändern werde; das Selbstgefühl und die Selbstständigkeit, das Selbstbewußtsein der Bulgaren ist denn doch zu sehr entwickelt, um zu erwarten, sie würden die unter großen Mühen und Gefahren erworbene Feste und selbstständige Stellung aufzugeben bereit sein."

Was endlich den Vorstoß des Grafen Tisza gegen Rumänien anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß Graf Kalnoky in gewissem Sinne dem magyarischen Standpuncte beipflichtet. Es geschieht aber in so zurückhaltender und versöhnlicher Weise, daß diplomatische Reclamationen Oesterreich-Ungarns in Bukarest bezüglich der Bukarester Culturliga vor der Hand nicht zu erwarten sind. Graf Kalnoky sagt nämlich:

„Rumänien war von den außerhalb des Dreibundes stehenden Ländern eines der ersten, welches dessen wirkliche friedliche Ziele anerkannt und sich entschlossen hat, sich zu denselben zu bekennen und eine Anlehnung an die mitteleuropäischen Centralmächte zu suchen. Die sehr freundlichen Beziehungen, die wir dementsprechend seit Jahren unterhalten, haben sich als haltbar bewährt, und der Impuls, den der König und die Regierung in dieser Beziehung gegeben haben, hat im Lande wachsenden Anklang gefunden. Diese guten Beziehungen zu Rumänien und dessen Regierung berechtigen und die Ueberzeugung auszusprechen,

---

Feuilleton.

Der goldene Mittelweg.

4] Roman von Erich Rott.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Leberecht Winkler hatte mit vor Zorn dunkelrothem Gesicht den wechselseitigen Beschuldigungen der beiden Knaben zugehört. „Du hast also angefangen", sagte er in scharfem Ton zu Erich gewandt, der bleich und zitternd vor ihm stand, „weißt Du nit, daß das der junge Baron ist, du nichtswürdiger Bub! Sofort gehst zu dem Herrn da und bitt'st ihn schön um Verzeihung, verstanden?"

Der Knabe wurde plötzlich dunkelroth im Gesicht; er senkte das Kinn ein wenig auf die Brust herab und schaute von unten herauf den fremden Mann an, der ihm mit seiner grellgelben Kleidung und dem weißen Strohhut schon im ersten Augenblick mißfallen hatte.

„Na, wird's bald?" knurrte Winkler, mit dem Fuße aufstampfend.

„Lasset Sie doch das Büble, Herr Bürgermeischter!" meinte Lene und wollte beflissen das Kind mit fortziehen. „Er ischt ja ganz verzichtert!"

„Du sollst den Herrn da um Verzeihung bitten, du starrsinniger Bengel!" schrie Winkler von Neuem; er faßte den Knaben beim Arm und suchte ihn gewaltsam zu dem Baron zu zerren.

Das Kind zitterte wie Espenlaub am ganzen Körper, aber kein Laut drang über seine festgeschlossenen Lippen. Mit einem feindseligen Blick maß es den fremden Herrn.

Dieser schüttelte nun den Kopf. „In der That, das ist ein entsetzlicher Starrsinn!", sagte er in näselndem Tone, mißbilligend die Achseln dabei in die Höhe ziehend. „Der Junge kennt sich ja vor Trotz selbst nicht mehr . . . wär's mein Sohn, dem wollte ich den Willen schon bringen . . . da thut ungebrannte Asche gut!" Er wendete sich direct an das Kind, das ihn mit solch' unverhüllter Abneigung anstarrte. „Weißt Du auch, Du kleiner Mann, daß Dir ganz gehörige Wichse gehören?" frug er.

„Na, daran soll's nit fehlen?" knurrte Winkler, während der Jähzorn in ihm immer höher stieg. „Willst jetzt sofort pariren, ja oder nein?"

„Dann, als Erich noch immer keinen Laut von sich gab, sondern nur die Zähne immer noch enger zusammenbiß, kam ein fauchender Laut über des Alten Lippen. „Ich will Dich Mores lehren!" schrie er. Damit hatte er auch schon den Kleinen gefaßt, übergelegt, und schlug nun, trotz der Abwehr des Anderen, aus Leibeskräften auf ihn ein.

Die Magd stand kopfschüttelnd dabei; sie hätte am liebsten den ein durchdringendes Geschrei ausstoßenden Knaben den Händen seines Peinigers entrissen, wagte es aber nicht zu thun. In demselben Augenblicke erschien aber auch schon Frau Elsbeth mit fliegendem Gewande und warf sich mit einem Weheschrei dem Vater in den Arm. „Du hast kein Recht an ihm, Du darfst ihn nicht schlagen!" stöhnte die junge Frau auf, während sie zugleich ungestüm ihm den Knaben entriß und diesen mit beiden Armen barg.

„Was soll denn das heißen, mir den Racker gerade so fortzunehmen! Siehst Du nicht, wie er den jungen Baron zugerichtet, daß er blutet!" fiel Winkler, der einen wahren Paterkopf bekommen hatte, während er Miene machte, das Kind ihr wieder aus den Armen zu reißen, ihr ins Wort.

Frau Elsbeth aber umschlang Erich nur noch inniger und drückte ihn eng an ihre Brust. „Du hast kein Recht an ihm!" wiederholte sie mit bebender Stimme. „Ich habe den ganzen Vorgang beobachtet. Jener rohe Knabe reizte Erich auf das Aeußerste. Komm, mein Liebling!" setzte sie hinzu, den Weinenden zu beschwichtigen suchend. „Wir Beide sind heimathlos!"

Der fremde Herr schaute mit unbehaglicher Miene der unvorhergesehenen Entwicklung des Auftrittes zu; jetzt suchte er mit einigen höflichen Worten sich der Wittwe zu nähern. Diese aber war selbst schon in krampfhaftes Weinen ausgebrochen, mit beiden Händen ihren Liebling umschlungen haltend, eilte sie in das Haus zurück.

Inzwischen war auch Frau Barbara herangekommen; ihrem Gatten einen mißbilligenden Blick zuwerfend, nahm sie den laut heulenden Felix bei der Hand und führte ihn in das Haus, um ihn dort zu säubern und das Gesicht wieder abzuwaschen.

Die beiden Männer folgten ihr und begaben sich wieder in die Wohnstube, einen mächtigen vierfenstrigen Raum, dessen Gesammteinrichtung einer gewissen behaglichen Bequemlichkeit nicht entbehrte, zurück. In der Mitte des Zimmers stand ein derb gezimmerter eichener Tisch, der eben mit einer Decke verhüllt war, und auf welchem sich verschiedene Teller mit kalten Speisen und einige zum Theile geleerte Weinflaschen nebst Gläsern befanden.

„Es ist mir sehr unangenehm, daß mein Knabe zu diesem Auftritte Veranlassung gegeben hat", sagte der fremde Herr in näselndem Tone, „die Sache kam so plötzlich — Sie hätten nicht so streng sein sollen, es war ja nicht der Rede werth!"

„Recht ist es dem Burschen geschehen", sagte Winkler darauf, indem er, noch sichtlich erregt, seinen Gast durch eine einladende Bewegung aufforderte, wieder am Tisch Platz zu nehmen. Dabei schenkte er aus einer der Flaschen wieder die Gläser voll. — „Entschuldigen Sie nur!" brummte er dann, „'s ist überhaupt eine dumme G'schicht, wenn's auch mein eigen Fleisch und Blut ist, davon erzähle ich ein andermal, Herr Baron. Hab' auch mein Herzeleid genug in meinem Hause. Meine Tochter hat wider meinen Willen geheirathet und jetzt hab' ich die Beut in meinem Hause. Prosit, Herr Baron, mög's Ihnen wohlgefallen in der Heimath", setzte er abbrechend hinzu, während er sein Glas erhob, um mit dem ihm Gegenübersitzenden anzustoßen. „Hoffentlich schmeckt Ihnen der Wein?"

Baron Thumar nickte zerstreut mit dem Kopfe, während er den Inhalt seines Glases austrank. „Ganz gutes Tröpfchen", sagte er dann in seiner gedehnten Sprache. „Eigenes Gewächs vermuthlich?"

„Hab' noch besseren im Keller", kopfnickte Winkler, während er es nicht verhindern konnte, daß eine leichte Unmuthsfalte sich in seine Züge stahl. „Aber man kann diesen auch trinken!"

„Werde mir gelegentlich von Ihnen davon für meinen Weinkeller ausbitten!" krähte der Baron wieder, „wenn ich mich erst häuslich hier niedergelassen habe".

„Es ist also Ihr fester, unabänderlicher Entschluß?"

Thumar hüstelte. „Vorläufig wenigstens. Ich will es 'mal versuchen. Habe das Großstadtleben satt."

„So haben Sie, wenn ich fragen darf, des Königs Rock an den Nagel gehängt?"

„Ja, das Officersleben ist so eintönig. Zudem bedürfen die Nerven meiner Gattin eines längeren Landaufenthaltes, und da ich hier doch heimathsberechtigt bin und unser Schloß sich noch in leidlich guter Verfassung befindet, so —"

„So wollen Sie jetzt den Gutsbesitzer spielen, Herr Baron. Nun, viel Glück dazu", meinte Winkler, „ehrt mich sehr, daß Sie zu mir gekommen sind, um mich um meinen Rath anzugehen; was in meinen bescheidenen Kräften steht, soll gern geschehen. Leid thut mir's ja, daß Ihr Sohn gleich so unfreundlich in meinem Hof empfangen worden ist."

„Lassen wir das auf sich beruhen! Knabenstreiche!" näselte der Baron, der ein Bein über das andere geschlagen hatte und das Monocle tiefer in das rechte Auge drückte, „will 'mal ein bischen den Gutsbesitzer ohne Land spielen, bähä — werden's schon eine Weile aushalten . . . Gute Freunde haben mir bereits Ihren Besuch angezeigt, so daß man nicht ganz zu versauern braucht . . Apropos, mein lieber Winkler", setzte er plötzlich abbrechend hinzu, während er mit beiden Händen das Weinglas erfaßte, „Sie könnten mir da einen Gefallen thun. Sie haben mir da vor einiger Zeit hundert Morgen Land abgekauft . . ."

„Es ist schon lange her, Herr Baron", entgegnete Winkler, während er sich in seinen Lehnstuhl zurücklehnte und mit unverwandtem Blick den Anderen anschaute. „Es war vor zehn Jahren, glaub' ich, als der Herr Vater selig gerad' gestorben war. Ja freilich, da kam mir's zu pass, wollte mein Besitzthum schön abrunden, hatte greife Rosinen im Kopf mit meiner Elsbeth — das ist nun Alles anders geworden!" Er hieb mit der einen Hand durch die Luft und seine Stirn runzelte sich zu drohenden Falten zusammen, während er starr vor sich ins Weite schaute.

„Nun, wie wär es, wenn wir wieder einen kleinen Handel zusammen machten?" frug der Baron mit lauernder Miene.

Winkler schaute ihn wieder unverwandt an, während keine Muskel in seinem harten Gesicht zuckte. „Das wird sich schlecht machen", erwiderte er dann, „ich habe schon zu viel Land — — zudem haben Sie ja nur noch außer dem allerdings schönen Walde zweihundert, höchstens zweihundertundvierzig Morgen fruchtbare Aecker und Wiesen."

„Eben die möchte ich gern abstreifen. Zum Bauer bin ich nun einmal verdorben", versetzte Thumar in möglichst leichtem Tone, während er sich vom Anderen das Glas wieder vollfüllen ließ. „Sie wissen, ich bin ein leidenschaftlicher Waidmann. Meine Frau aber soll der absoluten Ruhe pflegen, ich beabsichtige, auch nur das nöthige Personal mitzubringen und meinen Bedarf aus der Umgegend oder aus der Großstadt zu entnehmen, nicht aber selbst Landwirthschaft zu treiben."

„Den Wald möchten Sie nicht gern losschlagen?"

„Wenigstens jetzt nicht", entgegnete der Baron zögernd. „Wie wär's, wollten Sie mir ein Angebot stellen? Ich wende mich zuerst an Sie, weil ich Sie als den reichsten Mann der Umgegend kenne."

SLUB
Wir führen Wissen.